

Martina Bär

**MARIA –
JUNGFRAU, GOTTESGEBÄRERIN
UND TEMPEL GOTTES**

**Über ihre Bedeutung als Vorbild im Glauben für
Männer und Frauen**

Alles begann mit der Einwilligung „Ich bin die Magd des Herrn: mir geschehe, wie du es gesagt hast“ (Lk 1,38). Das war ihre Antwort, als der Engel Gabriel ihr die Kunde brachte, sie habe bei Gott Gnade gefunden und solle ein Kind empfangen, das Sohn des Höchsten genannt werden würde und als König über das Haus Jakob in Ewigkeit herrschen solle. Maria wandte zunächst ein, dass sie ja noch gar nicht verheiratet sei, also keinen Mann erkenne. Da prophezeite ihr der Engel eine Empfängnis auf wundersame Weise: der Heilige Geist würde über sie kommen, und die Kraft des Höchsten würde sie überschatten. Deswegen werde das Kind auch heilig sein und Sohn Gottes genannt werden. Auch Elisabeth, die als unfruchtbar galt, sei in ihrem hohen Alter noch schwanger geworden, weil für Gott nichts

unmöglich ist. Als sie das hörte, konnte sie „Ja“ zu Gottes Wunsch und Willen sagen, dieses göttliche Kind – den erwarteten Messias – durch die Kraft Gottes zu empfangen und zu gebären. Der Engel Gabriel verließ sie daraufhin. Maria aber brach sofort auf und ging zu Elisabeth, ihrer Verwandten, an der Gott auch so Wundersames gewirkt hatte. Als sich die zwei sahen und begrüßten, ist die Freude und der Jubel über das Unfassbare potenziert: das Kind in Elisabeths Leib hüpfte vor Freude, Elisabeth wird in dem Moment vom Heiligen Geist erfüllt und ruft als Begrüßung aus: „Gesegnet bist du unter den Frauen und gesegnet ist die Frucht deines Leibes. Wer bin ich, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt? Selig ist die, die geglaubt hat, dass sich erfüllt, was der Herr ihr sagen ließ“ (Lk 1,44-45). Nach dieser durch den Heiligen Geist gewirkten Segnung Elisabeths kann Maria nur mit einem Lobgesang antworten: „Meine Seele preist die Größe des Herrn, und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter. Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut. Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter. Denn der Mächtige hat Großes an mir getan, und sein Name ist heilig. ...“ (Lk 1,46-49) Wie wahr! Maria ist in der Tat in die Heilsgeschichte mit eingegangen, sie nimmt eine Sonderstellung in der

Gemeinschaft der Heiligen ein und wird bis heute in und von den christlichen Kirchen als eine erstrangige Frau verehrt. Gleichwohl ist Maria wohl eine der vielschichtigsten Gestalten des Neuen Testaments, die auf eine ebenso facettenreiche Tradition und Frömmigkeitsgeschichte zurückblicken kann und darüber hinaus ganz eigene Spuren im persönlichen Glaubensleben vieler Menschen hinterlassen hat – und noch hinterlässt. Novalis brachte es in seinem berühmten Marien-Gedicht treffend auf den Punkt: „Ich sehe dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt, doch keins von allen kann dich schildern, wie meine Seele dich erblickt.“ Aber warum hat Maria schon im Frühen Christentum im einfachen Kirchenvolk und unter den Theologen eine solche hohe Bedeutung erlangt? Was ist ihre Bedeutung in der Heilsgeschichte? Inwiefern ist sie für Männer und Frauen ein Vorbild im Glauben? Diesen Fragen wollen wir vor allem im Hinblick auf die Themenkreise Geburt und Jungfräulichkeit nachgehen.

1. Maria und die Geburt des Jesuskindes – im Protoevangelium des Jakobus und den legendarischen Darstellungen des Frühen Christentums

Das im 2. Jahrhundert entstandene Kindheitsevangelium „Protoevangelium des Jakobus“, das ein apokryphes Evangelium¹ ist, nahm einen großen Einfluss auf die Volksfrömmigkeit und die Mariendarstellungen der verschiedensten Künstler der vergangenen Jahrhunderte. Obwohl es von der Kirche nie offiziell anerkannt wurde, war es beim Kirchenvolk wegen seiner legendarischen Darstellungen sehr beliebt.² Das Jakobusevangelium erzählt die Lebensgeschichte Marias. Dort ist von ihren Eltern Anna und Joachim die Rede, von ihrer Geburt und ihrer Kindheit als Tempeljungfrau, ihrer Verlobung mit Josef, der Witwer war und Kinder aus seiner ersten Ehe mitbrachte, von seinen Zweifeln und schließlich von dem Zeugnis der Hebamme über die wundersame Geburt. Die Geburt Jesu wird dort folgendermaßen beschrieben. Die Hebamme sieht, wie eine lichte Wolke die Geburtshöhle überschattet und ein helles Licht aufstrahlt. Als sich das Licht zurückzieht, erscheint das Kind, das sodann die Brust seiner Mut-

ter Maria nimmt. Daraufhin rief die Hebamme aus: „Wie groß ist der heutige Tag für mich, da ich dieses wunderbare Schauspiel gesehen habe.“³ Die Geburt geschah ohne Wehen, und dies wird damit erklärt, dass die Gebärende im Augenblick der Geburt von Licht überschattet wurde. Durch die gynäkologische Untersuchung der Hebamme und der späteren Jesusjüngerin Salome sei beglaubigt, dass Maria auch nach der Geburt physiologisch jungfräulich geblieben war (EvJak 20). Das Jakobusevangelium erzählt des weiteren von der Anbetung der drei Magier, von der Flucht nach Ägypten und dem Blutbad an den Kindern Bethlehems durch Herodes. Es richtet sich somit inhaltlich gegen die im frühen Christentum kursierende Meinung, Jesus sei ein uneheliches Kind.

Kein anderes apokryphes Evangelium rückt die Person Marias, ihre Herkunft und ihr Leben so sehr ins Zentrum wie das Protoevangelium des Jakobus. Auch thematisiert es die Empfängnis und jungfräuliche Geburt Jesu, so dass es uns zugleich einen guten Einblick in die Marienverehrung der ersten beiden Jahrhunderte gibt. Sowohl in der jungen Kirche des Ostens als auch in der Kirche des Westens war es äußerst beliebt und fand im Osten sogar Einzug in die Liturgie. Das Protoevangelium hat die Kir-

che aber trotzdem nicht als offizielles Evangelium anerkannt und kanonisiert, weil damit der gnostischen Vorstellung Vorschub geleistet worden wäre, Jesus sei kein wahrer Mensch, sondern ausschließlich göttlicher Natur gewesen. Die Kirchenväter des 2. Jahrhunderts betonten demgegenüber, dass Jesus Christus ein wirklicher Mensch war, dass Christus – das Wort Gottes – auch tatsächlich Fleisch annahm und ein Mensch wurde. Die reale Geburt Jesu war für den Glauben und die Lehre der Fleischwerdung (Inkarnation) des Sohnes Gottes von entscheidender Bedeutung. Andererseits wiederum war es aber auch so, dass der Glaube an die jungfräuliche Geistesempfangnis das Bekenntnis zur Gottheit Jesu Christi stärkte.

Die wirkliche Geburt Jesu durch seine Mutter Maria und die Betonung ihrer Jungfräulichkeit haben dann schließlich eine wichtige Funktion im Blick auf die dogmatische Definition der Person Jesu Christi. Das Konzil von Chalcedon im Jahr 451, das den Endpunkt der theologischen Streitigkeiten der Alten Kirche um die Frage, wer Jesus Christus war und wie seine Göttlichkeit mit seiner Menschlichkeit zu vereinbaren sei, definierte, dass Jesus Christus als die eine Person („hypostatische Union“) über zwei Naturen verfüge („Zwei-Naturen-Lehre“), nämlich über eine

göttliche und eine menschliche Natur. Insofern war er als die eine Person Jesu Christi „wahrer Mensch und wahrer Gott“.

Die Kirchenväter des 2. Jahrhunderts haben mit ihrem Insistieren auf die wirkliche Fleischwerdung Gottes in Jesus Christus und der Jungfräulichkeit Mariens die christologischen Formulierungen jener Konzile in gewisser Weise vorbereitet. Sie wollten und mussten das Christusereignis im Blick auf die sich verbreitenden gnostischen Irrlehren in zweifacher Hinsicht absichern: einerseits musste betont werden, dass Jesus von Nazareth wirklich der Sohn Gottes war, und andererseits musste klargelegt werden, dass dieser göttliche Sohn in realiter Mensch wurde und wie wir durch eine Frau geboren worden war – auch wenn sich sein Menschsein durch einen entscheidenden Punkt von unserem Menschsein unterscheidet: „er war in allem uns ähnlich außer der Sünde“ (Hebr 4,15). Dies musste so deutlich herausgestellt werden, weil die Initiative Gottes durch die Sendung des Sohnes und die ganze Annahme des Fleisches um unseres Heils willen sonst keinen Sinn gemacht hätte. „Was nicht angenommen ist, ist nicht geheilt; was mit Gott geeint ist, wird auch gerettet“, formulierte der Kirchenvater Gregor von Nazianz. Diese Einsicht und Formulierung wurde für

die christologischen Konzilien maßgeblich. Da nun das Protoevangelium die Geburt Jesu verschleiert darstellt und nur von einem aufstrahlenden Licht und dem Erscheinen des Kindes erzählt, lässt es im Dunkeln, ob sich die Geburt wirklich ereignet hat – und wenn ja, wie. Das Protoevangelium konnte somit nicht als offizielles Evangelium anerkannt werden und wurde nicht in den offiziellen Kanon des Neuen Testaments aufgenommen.

2. Maria – die Jungfrau und Gottesgebäerin als Glaubensgut und theologisches Thema der Alten Kirche

Was aber trotz alledem aus dem Inhalt des Jakobusevangeliums überdauerte, war die Vorstellung von der unverletzten Jungfräulichkeit Mariens und die besondere Bedeutung Mariens im Christusereignis. Maria und Christus gehören unabdingbar zusammen. Die Verehrung Mariens als Jungfrau und Gottesgebäerin bzw. Gottesmutter verbreitete sich rasch in den christlichen Gemeinden und wurde zum Glaubensgut der Alten Kirche. Werfen wir zu-

nächst einen Blick auf die Jungfräulichkeitsvorstellungen im Frühen Christentum. Während der westliche Kirchenvater Tertullian (gest. um 220) den Begriff „Jungfräulichkeit“ nicht auf den Geburtsvorgang bezogen wissen wollte, sondern als eine den Mann betreffende Wirklichkeit verstand – und damit ist die Enthaltbarkeit gemeint –, haben östliche Theologen wie Clemens von Alexandrien (gest. um 215) an der Vorstellung festgehalten, Jesus sei auf so wunderbare Weise geboren, dass die Jungfräulichkeit Marias unverletzt blieb („*virginitas partu*“).⁴ Schließlich hat der Kirchenvater Origenes (gest. um 254) die Vorstellung von der immerwährenden Jungfräulichkeit vor und nach der Geburt Jesu („*virginitas ante partum et post partum*“) in die Theologie eingeführt und dabei bemerkenswerterweise den theologischen Aussagewert der Jungfräulichkeit Marias wie Tertullian auf den Mann bezogen, was nicht wundert, denn Origenes war für seine asketische Haltung bekannt. Erst Augustinus (gest. 430) hat die jungfräuliche Empfängnis Jesu als heilsnotwendig beschrieben. Im Rahmen seiner Erbsündenlehre vertrat er die Ansicht, dass Jesus, der ein sündloser und heiliger Mensch gewesen ist, *notwendig* jungfräulich empfangen und geboren werden musste, weil er die Sünde Adams zum Menschen in der ge-

schlechtlichen Zeugung begründet sah. Augustinus verknüpfte demnach theologisch erstmals die Übertragung der Adamssünde auf den Menschen mit der geschlechtlichen Fortpflanzung. In dieser Logik musste Christus jungfräulich empfangen und geboren werden und keinen Mann zum Vater haben, weil er nicht über den Weg der fleischlichen Begierlichkeit zu den Menschen kommen konnte, um sie von der Sünde Adams zu erlösen. Dass dies eine antisexuelle Theologie und Logik ist, liegt auf der Hand. „Die asketischen Kreise nahmen daher Augustins Theorie dankbar auf.“⁵ Nun war die theologische Begründung „rund“ und entfaltete im Blick auf die christliche Sexualmoral und das christliche Frauenbild eine enorme Wirkungsgeschichte, die in diesen Bereichen mit vielen Reglementierungen, die nicht lebensförderlich sind, für Frauen und Männer gleichermaßen einherging.

3. Maria wird dogmatisch bestimmt: Theotokos, Jungfrau und immerwährende Jungfrau als Titel der ökumenischen Konzilien der Alten Kirche

Die großen ökumenischen Konzilien des 4. und 5. Jahrhunderts beschäftigten sich schließlich ausführlich mit der Person Jesu Christi und der Formulierung eines verbindlichen Glaubensbekenntnisses für das Christentum. In diesem Zusammenhang wurde nun die Bedeutung von Maria im Christusereignis und die enge Verknüpfung von Maria und Christus erstmals dogmatisch ausformuliert. So legte das Konzil von Ephesus im Jahr 431 endgültig fest, dass Maria den Titel „Gottesgebälerin“ (griechisch: *theotokos*) beizulegen sei. Der Begriff „Theotokos“ ist schon Generationen vor diesem Konzil von den Kirchenvätern und dem Kirchenvolk verwendet worden. Er ist vermutlich am Ende des 1. Jahrhunderts im ägyptischen Alexandria entstanden. Schon die Synode von Antiochien im Jahr 324/25 hat diesen Titel in ihr Glaubensbekenntnis aufgenommen, bis er schließlich auf dem Ökumenischen Konzil von Ephesus Eingang in die offizielle Kirchenlehre fand. Mit der Beilegung dieses hoheitsvollen Titels „Gottesgebälerin“ für Maria haben die Konzilsväter fest-

gelegt, dass Maria als „heilige Jungfrau das Wort, das aus Gott ist und Fleisch wurde, dem *Fleisch nach geboren*“ hat. Der Titel ist eine theologische Begründung dafür, dass Maria das Wort Gottes, den Sohn Gottes, wirklich geboren hat und dass dieser wahrer Mensch wurde. Damit ist zugleich ausgesagt, dass Maria Gott gebar, aber nicht selbst Gott war. Dies zu betonen, ist wichtig für den ökumenischen Dialog. Am Theotokos-Titel erweist sich die Bedeutung Marias in der Heilsgeschichte Gottes mit der Welt und die enge Verbindung zwischen ihr und der Person Jesu Christi. In der soeben zitierten Begründung der Konzilsväter wird Maria als „heilige Jungfrau“ bezeichnet. Dies ist deswegen ein Glaubensgut und Teil des christlichen Glaubensbekenntnisses, weil damit die Göttlichkeit des Jesuskindes zur Geltung kommt. Die Bezeichnung Mariens als Jungfrau war zu diesem Zeitpunkt ebenfalls schon Teil der liturgischen Marienverehrung. Gerade asketische Kreise forcierten die Rede von der Jungfräulichkeit Mariens.

So kommt es, dass die Bezeichnung „Jungfrau Maria“ im nizäno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis (381), nämlich im Bekenntnissatz „Geboren von der Jungfrau Maria“, aufgenommen wird. Dies und der Theotokos-Titel bereitet die Rede von

der „immerwährenden Jungfräulichkeit“ Marias vor. Nachdem nämlich die theologischen Aussagen über Jesus Christus dogmatisch fixiert worden waren, verstärkte sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte das theologische Interesse daran, auch die Person Maria in dogmatischer Hinsicht genauer zu bestimmen. Und hier spielte dann wieder die Frage nach der Definition der Jungfräulichkeit Mariens eine Rolle. Was ist mit der Jungfräulichkeit Mariens genau gemeint? Im Jahr 553 wird ihr auf dem II. Constantinopolitanum der Titel „immerwährende Jungfrau“ (griechisch: *aeiparthenos*) beigelegt. Dort wurde das christliche Bekenntnis zur Fleischwerdung des Wortes Gottes „aus der heiligen glorreichen Gottesgebärerin und immerwährenden Jungfrau Maria“ fixiert. Die Rede von der „immerwährenden Jungfrau“ hatte ja, wie soeben schon erwähnt, erstmals der Kirchenvater Origenes in die Theologie eingeführt. Und avancierte im Jahr 553 zu einem weiteren Marien-Titel. Wiederum hundert Jahre später im Jahr 649 legte dann die Lateransynode als verbindliche Kirchenlehre in einem Canon klar fest, dass Maria als „allzeit jungfräuliche und unbefleckte ... Gottesgebärerin“ zu bekennen sei und dass sie „das Wort, das vor allen Zeiten aus Gott, dem Vater geboren wurde, in den letzten Zeiten ohne Samen aus Heili-

gem Geist empfangen und unversehrt geboren hat, wobei ihre Jungfräulichkeit auch nach seiner Geburt unzerstört blieb.“ (DH 503) Wir sehen: der Titel der Gottesgebäerin und die Rede von der Jungfrau Maria sind inhaltlich nicht voneinander zu trennen. Die Bezeichnung Marias als „immerwährende Jungfrau“ und die Definition der Jungfernschaft als unverletzte Jungfräulichkeit vor, während und nach der Geburt („*virginitas ante partum, in partu, post partum*“) spiegelt die veränderte theologische Situation und das Interesse an Maria wider. Maria fungierte nun von Seiten der Kirche als Mahnerin zur Jungfräulichkeit und Enthaltbarkeit im sexuellen Bereich. Mittels des Theotokos-Titels wird sie zum Idealbild von Frau- und Muttersein stilisiert. Aber ist damit alles gesagt? Wenden wir uns nun einer Mariendarstellung und der Deutung Meister Eckharts zu, um ein tieferes Verständnis dieser Titel in ihrer Bedeutung für unseren Glauben zu erlangen.

4. Maria, der erste Tabernakel Gottes – eine bildtheologische Annäherung

Der Titel der „Gottesgebälerin“ birgt einen wertvollen Glaubensschatz in sich. Gottesgebälerin bedeutet, dass Maria der erste menschliche „Tempel Gottes“ war. Maria trug in und mit ihrem weiblichen Körper den Sohn Gottes aus. Es gibt zahlreiche Marienbilder, die Maria als Gottesgebälerin, d.h. als Gottesmutter darstellen: das sicherlich häufigste Marienbild ist dasjenige, bei dem Maria als Mutter mit ihrem Kind auf dem Schoß abgebildet wird. Weitere bekannte Bilder sind der byzantinische Typus der „thronenden Gottesmutter“, bei dem Maria mit dem auf ihrem Schoß sitzenden Jesuskind thront und Jesus die menschengewordene Weisheit versinnbildlicht. Die berühmte slawische Wladimirskaja aus dem 11./12. Jahrhundert ist ein ebenso bekanntes Bild. Es zeigt Maria mit dem Kind, das sie liebevoll an die Wange schmiegt und dabei in die Ferne – nach Golgotha – schaut. Die Liste könnte noch weitergeführt werden. Im Folgenden möchte ich auf eine Mariendarstellung von J. Häne eingehen, die den Aspekt der Einheit des Christuskindes mit der Gottesgebälerin besonders herausgearbeitet

hat. Maria ist mosaikartig gemalt und erstrahlt in gelbem Licht. In ihrer Körpermitte, auf der Höhe des Herzens, trägt sie das kleine Christuskind *in* sich. Es sitzt dort in ihrem Zentrum als ein kleiner Knabe und strahlt in weißem Licht. Es lächelt voller Wonne und breitet die Hände in Form der Orante-Gebetshaltung aus. Der Orante-Gestus ist Ausdruck des Sich-Öffnens und der Hingabe. Auch Maria hat ihre Hände in der Orante-Haltung ausgebreitet. Ihr Kopf ist leicht geneigt, ihr Gesichtsausdruck ist offen und friedlich. In der rechten geöffneten Hand empfängt sie vom Hl. Geist, der links oben im Bild als Taube dargestellt ist, einen weißen Lichtstrahl. Dieses weiße Licht korrespondiert mit dem Licht des im Zentrum sitzenden Christuskindes. Der Hl. Geist lässt diesen Lichtstrahl kraftvoll in Marias Hand einströmen. Schließlich findet er seinen Weg in ihren Körper, was wiederum mosaikartig angedeutet ist, und strömt auch dort ein. So fließt die ganze Mariendarstellung in gelbem und weißem Licht. Über Marias Kopf erkennt man einen Heiligenschein, und um sie herum ist in Form blauer Mosaiksteine, die wie Edelsteine anmuten, ein Schutzmantel gelegt. Er vermittelt Geborgenheit.

Der Künstler J. Häne hat dem Bild den Titel „Maria, der erste Tabernakel“ gegeben. Die Aussage ist klar

und gibt zu denken: Maria trägt als erster Mensch das Christuskind in sich, und zwar im Zentrum ihres Seins, im Herzen. Dort strahlt das Christuskind von innen heraus, so dass Maria ganz erfüllt ist von diesem inneren Licht und der Wirklichkeit seiner Gegenwart. Das Licht des Christuskindes dringt nach außen. Auch von außen wird sie vom göttlichen Licht durchflutet – der Hl. Geist wirkt dort mit seiner Lichtkraft, so dass sein Licht wiederum nach innen fließt. So ist sie ganz durchdrungen von diesem Licht. Es ist die Gnade Gottes. Die Gebärde ihrer Orante-Gebetshaltung sagt nichts anderes aus, als dass ihre (Lebens-)Haltung reine Hingabe an Gott ist, so wie es die Haltung des Christuskindes in ihrem Innern ist. Mittels des Hl. Geistes konnte sie das Christuskind empfangen und in sich tragen. Das Christuskind und sie strahlen vor Freude.

Wenn der Künstler von Maria als dem *ersten* Tabernakel spricht, so sagt er damit indirekt, dass es auch *andere* Tabernakel gegeben hat und gibt. Gemeint sind nicht die Tabernakel aus Stein, sondern weitere Heilige, die sich ebenfalls ganz Gott hingeeben haben. Sie sind eins mit Christus geworden und haben aus dieser Kraft heraus gelebt und gewirkt. So fordert das Bild den Betrachter dazu auf, wie Maria im vollen Vertrauen in die größere Macht Gottes unser

„Ja“ zu sprechen, den Christus zu empfangen und mit all seiner Freude, die er bringt, voll zur Entfaltung zu bringen. In dieser Hinsicht scheint Maria ein wunderbares Glaubensvorbild für uns zu sein. Als erster Mensch hat sie uns gezeigt, womit alles im Glaubensleben und der persönlichen Geschichte zwischen Gott und Mensch beginnt – sie hat vorgelebt, was es mit der „neuen Geburt aus dem Geist“ (Joh 3,5) auf sich hat und was der Satz bedeutet, „nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20). Maria ist der erste Mensch, der durch die Überschattung des Hl. Geistes das Christusbewusstsein empfangen hat. Sie trug es vollkommen in sich, gab ihm in sich Raum zu wachsen und brachte es schließlich zur Welt – insofern ist sie die erste Christin und uns ein Vorbild im Glauben. Diese Aussage setzt natürlich voraus, dass man die biblische Rede von Marias Geistempfangnis in einem doppelten Sinn versteht. Einerseits meint das die reale Geistesempfangnis des Christuskindes, welche die physiologische Schwangerschaft und Geburt nach sich zog. Durch ihre Bereitschaft, sich dem Willen Gottes hinzugeben und dadurch eine Gabe empfangen hat, die größer nicht sein kann, hat sie eine außerordentliche Stellung in der Heilsgeschichte und in der Gemeinschaft der Heiligen. Andererseits kann man

die biblische Rede von der Geistempfängnis und Geburt auch auf eine metaphorische Ebene heben und so eine tiefere Bedeutung erkennen. Und darum scheint es auch zu gehen, wenn wir die Bedeutung Mariens auf unser konkretes Glaubensleben beziehen. Es geht um nichts Geringeres als um die Botschaft, ihr nachzutun und auch heilig zu werden, weil Gott heilig ist (1 Petr 1,16). So wird die ganze Schöpfung geheiligt.

5. Gottesgeburt und Jungfräulichkeit bei Meister Eckhart

Das Thema der Gottesgeburt und der Jungfrauenschaft spielt bei Meister Eckhart (um 1260–1328) eine wichtige Rolle. Auch er versteht die Geburt des Christuskindes und Marias Jungfrauenschaft als Metapher, die eine Bedeutung für unser Glaubensleben hat und nicht nur ein einmaliges historisches Ereignis in der Heilsgeschichte darstellt. Dass die Geburt des göttlichen Sohnes als Metapher verstanden werden kann, ist nichts Neues in der Theologiegeschichte. Schon die Kirchenväter haben

die Geburt Jesu Christi auch als eine Metapher verstanden und haben gesagt, dass Christus bzw. Gott im Herzen oder in der Seele des Menschen geboren werden soll. Meister Eckhart, der versierte Philosoph und Theologe, der die Kirchenväter natürlich gekannt hat, nimmt deren allegorische Auslegung der biblischen Rede von der Gottesgeburt auf und modifiziert sie in wenigen, aber wichtigen Punkten.⁶ Eckhart sagt, dass die Geburt Gottes im Menschen nicht ein einmaliger Vorgang sei, sondern *ohne Unterlass* geschieht (Predigt 101)⁷. Die Geburt ohne Unterlass meint ein fortdauerndes Gebären und ständiges Neuwerden. Ständiges Gebären ist eine Tätigkeitsbeschreibung und spielt auf die intellektuelle Selbstdurchdringung des Menschen an; oder mit Augustinus gesprochen: Ständiges Gebären meint den geistigen Selbstvollzug des Menschen. In diesem geistigen Selbstvollzug stößt der Mensch immer mehr zu dem wahren Kern seines Selbstes vor: er erkennt seine Gottebenbildlichkeit und damit seine ihm eignende Gotteskindschaft. Eckhart erklärt, dass Gott seinen Sohn in uns genau so gebiert, wie er es in der Ewigkeit tut.⁸ Wo geschieht aber die Gottesgeburt in uns Menschen? Sie geschieht im allerlautersten, edelsten und subtilsten Teil der Seele, sagt Eckhart. Das ist ~~das~~ Höchste der Seele und

ist im Unterschied zu den *Seelenkräften*, die ebenfalls ein Teil der Seele darstellen und auf die Wahrnehmung der Außenwelt gerichtet sind, der geistige Grund der Seele. Der geistige Grund der Seele ist ihre Substanz, ihr Wesen – und das ist die Vernunft des Menschen, oder anders ausgedrückt: das Bewusstsein. Es gibt verschiedene Ausdrücke für den Seelengrund. Eckhart identifiziert den Seelengrund bzw. die Vernunft auch als ‚Herz der Seele‘. Dies ist ein Ausdruck von Dietrich von Freiberg für den tätigen Intellekt des Menschen, den er wiederum wie Eckhart als die Substanz der Seele begriff. Seelengrund hat zudem die gleiche Bedeutung wie der Begriff Geist (*mens*), den Augustinus dafür verwendete. Er umschrieb den Geist als etwas, das vom Menschen gewusst und doch zugleich das Verborgene in der Seele ist (in: *De Trinitate*, Über die Trinität). Augustinus war der Ansicht, dass die Menschen selbst den Seelengrund verdecken. Sie zerstreuen sich in der Außenwelt, wodurch die Einheit mit sich selbst, die im Seelengrund liegt, auseinanderbricht. Eckhart übernimmt diese Ansicht und präzisiert, dass der Mensch mittels der natürlichen Vernunft seinen verdeckten Seelengrund (die substantiale Vernunft), also sich selbst, erkennen kann. Der Prozess der Selbsterkenntnis ist die Gottesgeburt im Menschen.

Wenn der Mensch sich selbst erkennt, dann erkennt er seine Gottebenbildlichkeit. Denn der Seelengrund ist Geist, so wie Gott Geist ist (Joh 4,24). Der Mensch verfügt über eine göttliche Disposition, eine göttliche Natur. Aus ihr strahlt das göttliche Licht. Sobald der Seelengrund erkannt ist, strahlt sein göttliches Licht in die Seelenkräfte des Menschen hinein. Das ‚Herz der Seele‘ bleibt unverändert, die Seele aber wird konsequenterweise überformt. Das ist die Neugeburt – die Gottesgeburt – und der Neuanfang des gottebenbildlichen Menschen. Neues Licht überflutet den Menschen, ohne Unterlass (Predigt 102) und verändert auf diese Weise auch die Wahrnehmung der äußeren Welt. Aus der Umgangssprache kennen wir das. In Lebensmomenten, in denen wir glücklich sind oder uns etwas Wunderbares widerfahren ist, sagen wir: „Die Welt erstrahlt in einem neuen Licht.“ Faktisch ist die Welt dieselbe geblieben, nur unser Gemütszustand ist es, der eine veränderte Sichtweise aller äußeren Erscheinungen bewirkt.

Wir halten fest: Im Seelengrund (in der substantialen Vernunft) des Menschen ereignet sich nach Eckhart die Gottesgeburt ohne Unterlass. Die Geburt kommt aber nur unter der Bedingung zustande, dass der Mensch bereit ist, sich nach innen zu wenden. Nur wenn er sich konsequent ins Innere zu-

rückzieht und sich dem Diktat und der Unruhe der Außenwelt entzieht, kann sich die Geburt unmittelbar im Seelengrund ereignen. Eckhart macht deutlich, dass Schweigen und die Empfangsbereitschaft des Menschen in diesem Geburtsprozess wichtige Elemente sind. Nur im Schweigen geschieht die Einswerdung zwischen Gott und dem Seelengrund. Denn wenn Gott mittels des Hl. Geistes in die Seele eintritt, schweigt der Mensch automatisch. Er verhält sich rezeptiv (empfangend), hört auf das Wort Gottes und kann den Willen Gottes vernehmen. Schweigen bedeutet für Eckhart auch, dass die Gottesgeburt sich in die Dunkelheit des Selbst hinein ereignet. Der Seelengrund ist dann wie die dunkle Muttererde oder eine Gebärmutter, die den Samen in sich trägt und im Dunkeln zur Reife bringt. Die einzige Tätigkeit, die der Mensch unternimmt, ist die willentliche Bejahung, Gott zu empfangen. Die Bereitschaft zu empfangen ist somit die höchste Aktivität des Menschen bei jenem Geschehen, bei dem der Vater seinen Sohn im innersten Quell des Menschen, dem Seelengrund, gebiert (Predigt 6). „Hier ist Gottes Grund mein Grund und mein Grund Gottes Grund. Hier lebe ich aus meinem Eigenen, wie Gott aus seinem Eigenen lebt.“ Dies ist für Eckhart die Glückseligkeit schlechthin. Unter Glückse-

ligkeit versteht Eckhart Beschenktwerden von Gabe und Geber zugleich. Glückseligkeit ist auch das intellektuelle Begreifen, dass mein eigener innigster Seelengrund über die gleiche göttliche Natur verfügt wie Gott, denn er hat durch die Fleischwerdung ja die menschliche Natur ganz angenommen und damit geheilt. Schließlich ist Glückseligkeit die Bejahung, die Gottesgeburt im Innersten zu empfangen. Diese Rezeptivität ist zugleich das oberste Wirken des Geistes. Dies ist der Moment der Einung mit Gott, und die Einheit geschieht über den Geist (Seelengrund), denn hierin sind sich Gott und Mensch qua Natur gleich. Die „nackte Substanz“ Gottes, wie Eckhart sie nennt, wird vom Intellekt gefunden, aufgenommen, berührt und ausgeschöpft. Der Intellekt wiederum ist nach Eckhart der Tempel Gottes (Predigt 10). Hier, im Seelengrund des Menschen, erkennt sich Gott selbst. Oder: Der Mensch weiß nun um seine Gottebenbildlichkeit.

Die notwendige Haltung der Rezeptivität bei der Gottesgeburt hat Eckhart mit der Metapher der Jungfrau umschrieben (Predigt 2). Jungfrau ist ein jeder Mensch, von dem Jesus empfangen wird, sagt Eckhart. Es ist ein Mensch, der ohne äußere Behinderungen „im gegenwärtigen Nun frei und ledig stünde für den liebsten Willen Gottes und ihn

zu erfüllen ohne Unterlass“. Frei sein bedeutet für Eckhart, dass der Mensch frei ist von Ich-Bindungen, also Egozentrik. Die Egozentrik ist das Nicht-Göttliche, das rein Kreatürliche. Ledig meint, dass der Mensch frei ist von Bildern, die er sich mittels seiner Einbildungskraft – eine der Kräfte der Seele – selbst eingeblendet hat oder die er im Außen (im gesellschaftlichen Leben) wahrgenommen, sie übernommen und sich unter ihr Diktat gestellt hat. Wenn es dem Menschen gelingt, sich von diesen Bildern und den Ich-Bindungen zu befreien, dann kommt er in die Lage, den Willen Gottes im Innern vernehmen zu können und ihn zu erfüllen. Ein solcher Mensch ist eine „Jungfrau“ und ein „magdlicher Mensch“. Jesus ist nach Eckhart ein solch magdlicher Mensch gewesen, der ledig und frei für den Willen Gottes war. In diesem Sinne war er eine Jungfrau „ohne Behinderung durch Äußeres“, wie Eckhart herausstellt. Damit der Mensch Jesus empfangen kann, muss auch er Magd und Jungfrau werden, denn nur „gleich und gleich wollen sich vereinigen“. Damit bezieht er sich auf ein altkirchliches Axiom des Irenäus von Lyon, das in den christologischen Konzilien angewandt wurde und lautet: „Gleiches kann nur durch Gleiches geschehen.“ Empfangen wird Jesus im Seelengrund, im Geiste – sie sind beide von der-

selben göttlichen Natur. Dort gebiert der Vater sein ewiges Wort ohne Unterlass, und dort ist „herzliche Freude und so unbegreiflich große Freude, dass niemand erschöpfend davon zu künden vermag“. Auch in diesem Zusammenhang beschreibt Eckhart mit anderen Worten die Glückseligkeit jenes Momentes, in welchem der Seelengrund sich mit Gott vereint. Er erhält Gottes Gabe und wird ein „fruchtbares Weib“, das in Einheit mit Gott „mitgebärt“. Eckhart legt hier dem Seelengrund in altdeutscher Sprache ausgedrückt die Metapher „Weib“ bei. Heute würden wir „Frau“ sagen. Des Menschen Seelengrund bzw. Geist soll also nicht nur Jungfrau bleiben – im Status der Rezeptivität verharren –, sondern eine reife Frau bzw. Weib werden, ebenso fruchtbar werden (oder gebären), wie Gott es tut, und sogar zusammen mit ihm gebären. Der Mensch wird so ein schöpferischer Mensch. „Dass der Mensch Gott in sich empfängt, das ist gut“, sagt Eckhart, und in dieser Empfänglichkeit ist er Jungfrau. „Dass aber Gott fruchtbar in ihm werde, das ist besser; denn Fruchtbarwerden der Gabe, das allein ist Dankbarkeit für die Gabe, und da ist der Geist Weib in der wiedergebärenden Dankbarkeit, wo er Jesum wiedergebiert in Gottes väterliches Herz.“

Wir sehen: Eckhart beschreibt mit der Metapher der Jungfrau nichts anderes als die mystische Vereinigung der menschlichen Geist-Seele – der jungfräulichen Braut – mit dem Bräutigam Jesus. Sie gehören zusammen und werden dadurch vereinigt, dass sich Gott in den Seelengrund bzw. den Geist hinein gebiert. Die Einheit von Braut und Bräutigam bringt herzliche Freude, Glückseligkeit hervor. An diesem Punkt endet das rein Kreatürliche im Menschen, denn nun erfüllt Gott den ganzen inneren Raum des Seins und formt den Menschen von innen her um. Die gottebenbildliche Natur im Menschen entfaltet sich durch den von Gott erfüllten Geist. Dann kehrt auch der Wille des Menschen zurück „zu seinem ersten Ursprung“ und steht wieder da „in seiner rechten freien Art“ (Predigt 6). Der Mensch ist frei, denn er hat den Eigenwillen zugunsten des göttlichen Willens aufgegeben. Und das ist etwas, was Maria mit ihrem „mir geschehe nach deinem Wort“ gelebt hat. Sie hat gezeigt, was es heißt, in eine theonome Seinsbestimmung einzuwilligen und darin ein tätiger und glückseliger Mensch zu werden.

Der Freiheitsphilosoph Johann Gottlieb Fichte hat in seinen „Anweisungen zum seligen Leben“ (1806) genau diesen Übergang von der Autonomie zur Theonomie in ganz ähnlicher Weise umschrieben.

Der Mensch kann im Laufe seines Lebens verschiedene Entwicklungsstufen durchmachen. Zunächst geboren als rein heteronomes Wesen, das abhängig ist von der Hilfe und Weisung anderer Menschen, erwacht in ihm sein Eigenwillen. Er kann Ich sagen und gerät dadurch aber leider in Gefahr, egozentrisch zu werden. Der Eigenwille hat aber auch ganz praktische Bezüge. Er ist der Antrieb, zu leben, zu handeln, die Welt zu entdecken. Das ist die Stufe der Autonomie. Hier weiß der Mensch um seine Freiheit und weiß, dass er mithilfe der Freiheit sein Leben und seine Beziehungen gestalten kann. Die dritte Entwicklungsstufe des geistigen Lebens ist die Stufe zum wahren Selbstsein. Der Mensch gelangt in der Entwicklung seines Selbst zunehmend zu einer ethisch-religiösen Klarheit. Das Ich sieht sein wahres Selbst immer klarer, beginnt zu erkennen, was es ist, was es in Liebe begreifend umfasst und was es sein will. In diesem Prozess überwindet das Ich das endliche Selbst – Meister Eckhart würde sagen „das kreatürliche Sein“. Hier verzichtet das Ich auf das autonome Eigenstreben und den Eigenwillen zu einer hedonistisch verstandenen Selbstverwirklichung. In einem höchsten Akt der Freiheit verleugnet das Ich sich selbst, erfährt den Willen Gottes und wird eins mit ihm. Das ist die Theonomie, und das

ist die Einwilligung Marias in dem „Mir geschehe nach deinem Wort“ – in einem höchsten Akt der Freiheit war sie bereit, auf ihren Eigenwillen zu verzichten. Theonomie bedeutet, dass sich der Mensch fortan nicht mehr von seinem Eigenwillen bestimmen lässt, sondern von dem Willen und der Liebe Gottes. Hier entsteht eine höhere Ethik der Hingabe, und sie besteht darin, dass das zur Freiheit erwachte Ich in einem höchsten Akt der Freiheit dem Willen Gottes Raum gibt und sich aus dieser Quelle heraus frei verschenkt und in Liebe hingeben kann. Fichte redet somit keiner unmündigen, naiven und blinden Folgsamkeit das Wort, sondern denkt das sich liebende Verschenken unter der Voraussetzung von Freiheit. Auf dieser Stufe begreift der Mensch auch, dass Gott der Grund seines Selbstseinkönnens und seiner Individualität ist. Denn dies ist der Punkt der Selbsterkenntnis, an dem sich das Ich als ein von Gott gesetztes einzigartiges Bild Gottes begreift, und begreift, dass es eine göttliche Disposition in sich trägt. Er erkennt sich als ein Ebenbild Gottes an. Er versteht zugleich, dass Gott sich auch in anderen Personen abbildet und erscheint. Folglich sind auch die anderen Personen als von Gott geschaffene Ebenbilder Gottes zu achten und anzuerkennen. Schließlich wird dem Ich klar, dass sich seine Gottebenbild-

lichkeit praktisch realisiert. Und hiermit sind wir wieder bei Meister Eckhart angelangt. Der Mensch, so Meister Eckhart, wird aus der Dankbarkeit für diese Gnadengabe der Gottesgeburt ohne Unterlass im Innersten ein für Gott fruchtbarer Mensch, der seine Werke aus dieser göttlichen Quelle tut – ohne zu fragen, warum (Predigt 6).

6. Maria – für Frauen und Männer gleichermaßen wichtig

Der Tiefenpsychologe C. G. Jung wies darauf hin, dass im christlichen Gottesbild die Weiblichkeit verdrängt worden ist. Das Glaubensbekenntnis spricht von Gott-Vater und dem Sohn. Die Rede von und über Gott beruht überwiegend auf männlichen Denkstrukturen: Gott wurde mit Eigenschaften dargestellt, die Männlichkeit bzw. Väterlichkeit symbolisieren, z. B. das „väterliche“ Tun Gottes, wie es im Alten Testament beschrieben wird. Die weiblichen Aspekte und Eigenschaften wurden kaum thematisiert. Meister Eckhart hat beispielsweise einen weiblichen Aspekt thematisiert, wenn er sagt, Gott ge-

biert seinen Sohn. Das Übergewicht an männlichen Eigenschaften hat auch die Theologische Frauenforschung problematisiert und weibliche Metaphern und Eigenschaften Gottes, die biblisch belegt sind, in die Theologie eingespeist.

Jung sprach sich für eine Öffnung zum Weiblichen hin aus, weil es der menschlichen Seele zur Integrität ver helfe. Das Weibliche muss ebenso im Gottesbild integriert sein, damit die männlich-weibliche Ganzheit hergestellt ist. Denn die Verdrängung des Weiblichen aus dem Gottesbild ist psychologisch betrachtet nicht gut. Jeder Mensch bedarf des Väterlich-Männlichen und des Mütterlich-Weiblichen gleichermaßen. Dies deswegen, weil Jung davon ausging, dass es in der Seele eines jeden Menschen einen männlichen und weiblichen Archetypus, die Anima und den Animus, gibt. Anima und Animus wirken sowohl in positiver als auch negativer Weise auf das Ich. Positive Seiten kommen zur Geltung, wenn die unbewusst wirkenden Archetypen ins Bewusstsein gehoben sind – dies ist allerdings ein lebenslanger Prozess, wie Jung einräumte. Ist die Anima oder der Animus nicht ins Bewusstsein gehoben, projiziert der Mensch diese Anteile nach außen. So können sie ihre negative Wirkung für das Ich und andere Menschen entfalten.

Maria ist die Projektionsfläche der weiblichen Anima, die hauptsächlich bei Männern unbewusst und unterdrückt ist. So erklärt es sich, dass Maria im Glaubensleben vieler Männer eine wichtige Person ist. Solange aber nur projiziert wird, bleibt die eigene psychische Weiblichkeit, die sich in einem empfangenden, sanftmütigen und mitfühlenden Aspekt ausdrückt, unterentwickelt. Dabei käme es aber darauf an, so Jung, die „in tausend Bildern“ nach außen projizierte Maria, von der Novalis sang, von jener inneren Maria zu unterscheiden, „wie meine Seele sie erblickt“. „Maria“ würde dann mehr und mehr zu einer Seelenhaltung der Milde (u. ä.) werden.

Nichtsdestotrotz hat Maria aber, so stellte Jung fest, im Katholizismus einen sehr wichtigen Ausgleich zur fehlenden Weiblichkeit im Gottesbild hergestellt. In das männlich-väterlich dominierte Gottesbild wird über die Gottesmutter Maria der mütterlich-weibliche Aspekt ins Gottesbild integriert. Über sie findet auch eine Integration des Weiblichen in die westliche Kultur statt, die viele Jahrhunderte von der patriarchalen Logik geprägt war.

Warum ist Maria für Frauen so wichtig? Die Katholische Kirche war sehr bemüht, die besondere Position Mariens herauszustellen und ein Gegenbild zu Eva zu schaffen. Mit Hilfe der Dogmen, die ja aus-

schließlich von Kirchenmännern formuliert worden waren, wurde ein Idealbild von Frau-Sein gefestigt, das klare sittlich-moralische Normen für Frauen aufzeigt. Frauen sollten sich an der Keusch- und Reinheit Marias orientieren. Demgegenüber haben in den letzten Jahren viele Theologinnen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Maria aus einem genuin weiblichen Blickwinkel zu betrachten, gesagt, dass die Fixierung auf die Jungfrauengeburt eine Verengung der Person darstellt. Sie haben deshalb herausgearbeitet, was es für Maria in ihrem damaligen gesellschaftlichen Kontext bedeutete, schwanger zu werden, ohne verheiratet zu sein, oder Mutter eines Sohnes zu sein, der in ihrer Heimat soviel Aufsehen erregt hat – sowohl positiv als auch negativ. Die Theologinnen haben Maria mehr in ihrem Facettenreichtum gesehen, zum Beispiel, dass sie sich mit ihrem Lobgesang, dem Magnificat, als Prophetin erwies oder die mitfühlende Geborgenheit Elisabeths in den ersten drei Monaten ihrer Schwangerschaft bedurfte und sie aufsuchte.⁹

In dogmatischer Hinsicht hat der weibliche Blick auf Maria gezeigt, wie bedeutungsvoll das Dogma der Inkarnation (Fleischwerdung Gottes) ist – sagt es doch auch, dass der menschliche Körper voll und ganz von Gott angenommen worden ist. Genau dies hat

zuerst ein weiblicher Körper, nämlich derjenige von Maria, durch eine Schwangerschaft erfahren dürfen. Das will heißen, dass jeglicher weibliche Körper, der in der Geschichte der Theologie und Kirche lange als Quelle der Sünde betrachtet worden war, ein für alle Mal gerechtfertigt worden ist. Insofern ist das, was Maria widerfuhr, der Beginn der Rehabilitierung von Frauen und des weiblichen Körpers in der Geschichte zwischen Gott und Mensch. Nicht nur der weibliche Körper ist von Gott ganz angenommen, sondern mit ihm auch die ganze Erde – versteht man Weiblichkeit wiederum als eine Metapher für Materie, wie es in der Geistesgeschichte seit Jahrhunderten getan wird („Mutter Erde“). Von daher wird auch verständlicher, weshalb Maria in der Offenbarung des Johannes eine solch große Rolle spielt: Sie ist die Frau, die aus dem Himmel herabkommend den Messias gebiert (Offb 12), der die Erde erretten soll und wird. Sie ist aber nicht nur „Matrix der Schöpfung“ des Messias. Ihre Rolle in der Heilsgeschichte ist unweigerlich verbunden mit der Einläutung der Neuschöpfung von Welt und Mensch, die von Mitgefühl und Sanftmut geprägt sein wird.